

Michelle Zauner

# Tränen im Asiamarkt

Barack Obamas  
Buch-Highlight  
2021



ullstein

Zarte Querrippe getränkt in Sesamöl, süßem Sirup und Soda, das Ganze in der Pfanne karamellisiert, erfüllte die Küche mit einem deftigen, rauchigen Duft. Meine Mutter wusch frischen roten Blattsalat und stellte ihn vor mich auf die Glasplatte des Sofatischen, dann holte sie die Banchan. Halbierte hart gekochte Eier in Sojasauce, knusprige Sojasprossen mit Frühlingszwiebeln und Sesamöl, Doenjang Jjigae mit extra Brühe, und Chonggak Kimchi, genau richtig sauer.

Julia, der Golden Retriever, den wir hatten, seit ich zwölf war, ließ sich auf den Rücken fallen und streckte die Pfoten in die Luft, den enormen Bauch offenbart in einer Pose, die meine Mutter »Brust raus!« nannte, während meine Mutter die Galbi briet, die für mich immer nach zu Hause schmeckten.

»Julia wird fett«, sagte ich, während ich ihr über den pummeligen Bauch strich. »Du gibst ihr zu viel zu fressen.«

»Ich gebe ihr nur Hundefutter ... und ein kleines bisschen Reis. Sie ist ein koreanischer Hund; sie liebt ihren Reis!«

Selig hielt ich meine Handfläche auf, legte ein Salatblatt darauf und belegte es genau so, wie ich es mochte – ein Stückchen glänzender Rippe, einen Löffel voll warmer Reis, ein klein wenig Ssamjang und ein dünnes Scheibchen roher Knoblauch. Ich faltete es zu einem perfekten kleinen Päckchen und steckte es mir in den Mund. Genussvoll und mit geschlossenen Augen kaute ich, denn meine Geschmacksknospen und mein Magen hatten seit Monaten keine selbst gekochte Mahlzeit mehr bekommen. Allein der Reis war eine wundervolle Wiedervereinigung, jedes einzelne Korn war im Reiskocher mit seiner eigenen Konsistenz versehen worden, so anders als die klebrigen Mikrowellenportionen, die mich im Wohnheim über die Runden brachten. Meine Mutter blieb stehen, um mich zu beobachten.

»Schmeckt gut? *Masisseo?*« Sie riss eine Packung Seetang auf und legte sie neben meine Reisschüssel.

»*Jinjja masisseo!*«, antwortete ich mit noch halb vollem Mund und tat so, als würde ich vor Genuss in Ohnmacht fallen.

Meine Mutter setzte sich hinter mich auf die Couch und strich mir die Haare aus dem Gesicht und über die Schultern, während ich gierig das Festmahl verschlang. Die Berührung war vertraut, ihre kühle klebrige Hand glatt gecremt, und mittlerweile wich ich nicht mehr davor zurück, sondern schmiegte mich hinein. Es war, als hätte ich ein neues Inneres, das sich von ihrer Zuneigung anziehen ließ, das neu aufgeladen worden war durch die Zeit, die ich außerhalb ihrer Reichweite verbracht hatte. Ich merkte, dass ich wieder begierig darauf war, ihr zu gefallen, dass ich es genoss, wenn sie lachte, während ich sie mit Geschichten darüber unterhielt, wie ich mich dem Erwachsensein stellte, wobei ich meine Unfähigkeit in allen Einzelheiten ausführte. Wie mir ein Pullover in der Wäsche um zwei Größen eingelaufen war, wie ich schick essen gegangen war und aus Versehen zwölf Dollar für Mineralwasser ausgegeben hatte, weil ich davon ausgegangen war, es wäre gratis. Geständnisse, die besagten: Mom, du hattest recht.

Als ich die Rolltreppe am Flughafen von Eugene herunterkam, erwartete ich beinahe, dass meine Mutter mich in Empfang nehmen würde, wie sie es sonst immer tat, allein im Terminal direkt hinter der Sicherheitskontrolle, wie sie winkte, wenn sie mich entdeckte. Sie kam jedes Mal, um mich abzuholen, sorgfältig gekleidet, ganz in Schwarz mit einer weiten Kunstpelzweste und einer riesigen Schildpattsonnenbrille, fehl am Platz zwischen den anderen Leuten aus Eugene in ihren ausgebeulten grünen Kapuzenpullis mit Oregon-Ducks-Schriftzug.

Diesmal fand ich stattdessen meinen Vater draußen in seinem Wagen vor dem Ausgang an der Gepäckaushilfe.

»Hey, Kumpel«, sagte er. Er umarmte mich und verstaute mein Gepäck im Kofferraum.

»Wie geht es ihr?«

»Soweit in Ordnung. Die Chemo war gestern. Sie sagt, sie fühle sich nur ein bisschen schwach.«

Wir saßen schweigend im Wagen, und ich machte das Fenster auf, um den Duft von Oregon einzusatmen. Die Luft war warm und roch nach gemähtem Gras und Sommeranfang. Wir fuhren an der langen Reihe leerer Felder vorbei, dann an den Einkaufszentren am Stadtrand, am Haus einer ehemals besten Freundin, die ich nicht mehr kannte, inzwischen anders gestrichen und mit eingezäuntem Rasen.

Wie üblich fuhr mein Vater aggressiv und schlängelte sich rasant durch den langsamen Verkehr der Universitätsstadt. Es war seltsam ohne meine Mutter. Er und ich verbrachten kaum Zeit zu zweit.

Mein Vater war zufrieden mit seiner Rolle als Ernährer. Allein, dass er Teil unseres Lebens war, bewies, dass er seine Kindheit und Jugend hinter sich gelassen und seine Abhängigkeiten überwunden hatte, und das war was wert.

Als Kind faszinierten mich die Geschichten aus seiner Vergangenheit, sein Machismo und sein Schneid. Er schilderte die Schlägereien seiner Jugend, ohne etwas auszulassen. Wie er einmal einen anderen zum Erblinden gebracht hatte, wie er mit vorgehaltenem Messer bedroht worden war, wie er einmal, als er unter der Strandpromenade lebte, auf Speed dreiundzwanzig Tage lang nicht geschlafen hatte. Er fuhr eine Harley und trug einen Ohrring, und weil er so kräftig war, fühlte ich mich bei ihm immer sicher und beschützt. Außerdem konnte er trinken. Nach der Arbeit hielt er Hof im *Highlands*, einer Kneipe gegenüber von seinem Büro. Er brachte es fertig, literweise Tequila und dazu ein halbes Dutzend Biere herunterzukippen, als wäre es nichts, und am nächsten Morgen merkte man ihm nichts davon an.

Im Gegensatz zu meiner Mutter versuchte er, mich zu erziehen, ohne Geschlechterrollen zu beachten, er zeigte mir, wie man die Fäuste ballte und ein Feuer machte. Als ich zehn war, kaufte er mir sogar eine Yamaha 80cc, damit ich ihm auf der schlammigen Motorradstrecke hinterm Haus hinterherfahren konnte.

Während meiner Kindheit war er jedoch die meiste Zeit bei der Arbeit oder in der Kneipe, und wenn er zu Hause war, brüllte er meistens ins Telefon auf der Suche nach einer verloren gegangenen Palette Erdbeeren oder bei dem Versuch herauszufinden, warum eine Lkw-Ladung Romanasalat drei Tage in Verzug war. Mit der Zeit redeten wir immer öfter miteinander, als würde man jemandem, der erst nach einer Stunde dazukam, den Film erklären.

Mein Vater machte oft seine Arbeit für die Distanz verantwortlich, die zwischen uns wuchs. Ich war zehn, als er das Unternehmen seines Bruders übernahm und sich sein Arbeitspensum praktisch verdoppelte. In Wahrheit jedoch fiel seine neue Stelle mit dem Kauf unseres ersten Computers zusammen, und zu der Zeit stolperte ich über die Affären, die er gegen Bezahlung online mit Frauen verabredete. Ein Geheimnis, das ich mein ganzes Leben vor meiner Mutter bewahren sollte.

Selbst als junges Mädchen fand ich schnell Begründungen für die Seitensprünge meines Vaters. Er hatte Bedürfnisse, und ich nahm an, dass meine Eltern eine Art Abmachung getroffen hatten. Aber als ich älter wurde, begann das Geheimnis zu schwelen. Ich wurde der immer gleichen Geschichten leid, und seine gewalttätige Vergangenheit wirkte nicht mehr wie eine Ansammlung von Heldentaten, sondern wie Ausreden für seine Unzulänglichkeiten. Dass er fast nie nüchtern war, war nicht mehr liebenswert; dass er nach der Arbeit betrunken nach Hause fuhr, war nur noch verantwortungslos. Was als Kind für mich

die helle Freude war, wurde dem, was ich als Erwachsene von meinem Vater brauchte, nicht gerecht. Wir waren nicht von Natur aus untrennbar miteinander verbunden, so wie meine Mutter und ich es waren, und jetzt, da sie krank war, war ich unsicher, wie wir es gemeinsam durchstehen sollten.

Wir fuhren die Willamette Street hinauf, den steilen Hügel hoch, an dem der abschüssige Friedhof lag. Der Straßenbelag änderte sich dort, wo ein Schild die Stadtgrenze markierte, und eine Abfolge, die ich schon tausendmal gesehen hatte, breitete sich vor uns aus. Es gab noch immer die Biegungen, an denen das Wild am häufigsten auf die Straße sprang, und die geraden Strecken, auf denen mein Dad versuchte, langsam fahrende Volvos und Subarus zu überholen, deren Insassen auf dem Weg zum Spencer Butte waren, um dort zu wandern. Dann kamen die Windungen mit den Leitplanken und dann die Lichtung, an der die mit vertrocknendem Gras überzogenen Hügel den Blick nach Westen auf den ununterbrochenen Sonnenuntergang freigaben. Immer höher, die Kiefern nahmen überhand und verdeckten die Häuser dahinter, an der Spitzkuppe und Duckworth's-Baumschule vorbei, in der zwischen den Hainen eingetopfter Bäume und Büsche Pfauen frei umherstreiften, an der Weihnachtsbaumplantage an der Fox Hollow Road vorbei und den Schotterweg hinunter, der von Baumkronen überdacht und mit einem dicht zusammengewachsenen Gitterwerk aus Farnen und Moos bedeckt war, bis das üppige Grün auseinanderbrach und unser Zuhause offenbarte.

Dad parkte, und ich lief ins Haus, wo ich meine Schuhe ordentlich im Vorraum aufreichte. Ich ging durch die Küche und rief nach meiner Mutter, die sich vom Ledersofa erhob.

»Hallo, meine Kleine!«, rief sie zurück.

Ich ging zu ihr und umarmte sie behutsam. Zwischen uns konnte ich den harten Portkatheter spüren. Ich strich ihr über die Haare.

»Es sieht so gut aus«, sagte ich. »Ich finde es großartig.«

Sie setzte sich wieder, und ich ließ mich auf den Teppich zwischen ihr und dem Couchtisch sinken. Neben uns hechelte Julia, die Zunge hing ihr über den fehlenden Eckzahn, den mein Vater ihr vor ein paar Jahren aus Versehen ausgeschlagen hatte, als er Golfbälle von der Abschlagstelle in der Einfahrt schlug. Ich umarmte die Waden meiner Mutter und legte ihr den Kopf auf den Schoß. Ich hatte erwartet, dass unser Wiedersehen emotional ausfallen würde, aber sie wirkte ruhig und ungerührt.

»Wie fühlst du dich?«

»Ich fühle mich gut«, sagte sie. »Ein bisschen schwach, aber gut.«

»Du musst viel essen, damit du bei Kräften bleibst. Ich möchte all die koreanischen Gerichte lernen, die du gern isst.«

»Oh ja, du bist so eine gute Köchin geworden auf den Bildern, die du mir geschickt hast. Morgen früh, wie wär's, wenn du mir frischen Tomatensaft machst? Ich nehme zwei oder drei Biotomaten und mixe sie mit ein bisschen Honig und Eis im Vitamix. So lecker. In letzter Zeit hab ich das immer gemacht.«

»Tomatensaft. Geht klar.«

»In zwei Wochen kommt Mommys Freundin Kye. Dann kann sie dir vielleicht beibringen, wie man ein paar koreanische Gerichte kocht.«

Kye war eine Freundin meiner Mutter aus der Zeit, als meine Eltern in Japan gelebt hatten. Sie war ein paar Jahre älter als meine Mutter und hatte sie unter ihre Fittiche genommen, während mein Vater die Gebrauchtwagenhändler in Misawa abklapperte. Sie zeigte ihr, wo sie einkaufen konnte, wo man etwas trinken ging, wie man Auto fuhr und wie man nebenbei Geld verdiente, indem man auf dem Schwarzmarkt Waren aus dem PX verkaufte, dem Discount-Kaufhaus auf dem Stützpunkt, wo die

Soldaten ihre Einkäufe erledigten. Kaffeesahne, Spülmittel, ausländische Spirituosen, Dosenfleisch – meine Mom kaufte diese Raritäten steuerfrei im PX für einen Dollar und vertickte sie für fünf.

Kye und sie hatten sich aus den Augen verloren, als meine Eltern nach Deutschland gezogen waren, hatten jedoch vor ein paar Jahren wieder Kontakt aufgenommen. Kye lebte inzwischen mit ihrem Mann Woody in Georgia. Ich kannte sie noch nicht und freute mich darauf, von ihr zu lernen, damit ich meiner Mutter beweisen konnte, wie nützlich ich war. Ich stellte mir vor, was für leckere Köstlichkeiten wir gemeinsam zubereiten würden, wie ich damit endlich meine Schulden beglich und ein wenig der Liebe und Fürsorge zurückgab, die ich so viele Jahre lang für selbstverständlich gehalten hatte. Gerichte, die meine Mutter trösten und an Korea erinnern würden. Essen, das genauso zubereitet wurde, wie sie es mochte, um sie aufzumuntern und ihrem Körper die Kraft zu geben, die sie brauchte, um gesund zu werden.

Eine Zeit lang sahen wir zusammen fern, zupften dabei stumm die Disteln aus Julias Fell und suchten sie nach Zecken ab, die wir verbrennen konnten, während Julia hechelnd auf der Seite lag und jedes Mal mit den Pfoten nach unseren Handgelenken schlug, wenn unsere Blicke zu lange auf dem Bildschirm haften blieben. Meine Mutter ging früh zu Bett, und ich brachte meine Tasche nach oben.

Mein Zimmer lag über dem Schlafzimmer meiner Eltern, ein breites Rechteck unter dem Dach, das auf beiden Seiten zu kleinen Nischen zusammenlief. Mein Schreibtisch schmiegte sich in eine Ecke, mein Plattenspieler schrank mitsamt Boxen und ein Fenstersitz mit blauen Kissen in die andere. Die Nischen waren in einem leuchtenden Orangerot gestrichen, der mittlere Bereich darüber mintgrün, sodass das obere Stockwerk unmissverständlich verkündete: Achtung, Jugendliche im Haus.

»Hör auf, die ganzen Löcher zu machen!«, hatte meine Mutter mich von der Treppe aus ausgeschimpft, als ich Stoffe mit psychedelischen Mustern an meine Zimmerdecke und gigantische Poster von Janis Joplin und *Star Wars* an die Wände nagelte. Den alten Plattenspieler schrank und die dazugehörigen hässlichen Lautsprecher hatte ich bei Goodwill gefunden. »Den können wir streichen!«, rief ich aufgeregt angesichts der Aussicht auf ein gemeinsames kreatives Projekt mit meiner Mutter. Als wir das Stück aber zu Hause ausluden, wurde ich mir selbst überlassen. Ich legte die Garage mit Zeitungen aus und besprühte den Schrank mit schwarzer Farbe, und weil ich zu ungeduldig war, um sie anständig trocknen zu lassen, trug ich sofort danach große weiße Tupfen auf, die natürlich verliefen und sich verformten, sodass das Ergebnis aussah wie eine schmelzende Kuh. Der Schrank erinnerte mich an so einige meiner unausgegorenen Einfälle als Jugendliche, und das wurde noch unterstrichen, als ich eine alte Leonard-Cohen-Platte auflegte und mir wieder einfiel, dass der Plattenspieler nur in Mono wiedergab.

Ich öffnete das Fenster, dessen Fliegengitter ich schon vor Jahren abgenommen und in einer Abstellkammer verstaubt hatte, und kletterte aufs Dach. Ich setzte die Füße über der Regenrinne auf, fand Halt auf dem Gefälle und lehnte mich an die raue Teerpappe. Der Himmel war voller Sterne, und sie leuchteten noch stärker, als ich es in Erinnerung hatte, unverfälscht von den Lichtern der Stadt. Von unten drangen die Klänge von Grillen und Fröschen empor. Früher, wenn meine Eltern im Bett waren, hatte ich mich immer auf der anderen Seite des Dachs an den Säulen des Vorraums heruntergleiten lassen und mich mit den Leuten getroffen, bei denen ich mich für den jeweiligen Abend als Mitfahrerin angemeldet hatte. Draußen rannte ich dann über den Schotter auf der Auffahrt zu meinen Erlösern, die bei laufendem Motor im Wagen warteten, und war frei.

Viel konnten wir nicht unternehmen, wenn wir uns hinausschlichen. Meistens war ich mit denen, die mich abholten, nicht einmal besonders eng befreundet, es waren einfach Klassenkameraden mit Langeweile oder ältere Jugendliche, die einen Führerschein hatten, noch auf waren und nichts Besseres zu tun hatten. Hin und wieder gab es einen Rave im Wald, dann verkleideten wir uns in aufwendigen Outfits und tanzten zusammen mit den unbekanntenen Hippies auf Ecstasy. Manchmal ließ ich etwas Alkohol mitgehen, wenn meine Eltern noch etwas von einer Feier übrig hatten. Wie eine gewissenhafte Chemikerin entnahm ich den verschiedenen Flaschen unauffällige Mengen von Flüssigkeit, die wir mit Softdrinks mischten und im Park tranken. Meistens fuhren wir jedoch nur herum und hörten Musik, manchmal wagten wir uns sogar bis zu einer Stunde entfernten Dexter Reservoir oder Fern-Ridge-See vor, nur um dort am Kai zu sitzen und auf das schwarze Wasser hinauszustarren, so dunkel wie Öl in der Nacht, eine trostlose Weite, die wir als Resonanzboden dafür nutzten, wie durcheinander wir waren und was genau wir fühlten. An anderen Abenden fuhren wir hoch zum Skinner Butte für einen guten Ausblick über die langweilige Stadt, die uns als Geiseln hielt, wir tranken Kaffee und aßen Kartoffelpuffer in der rund um die Uhr geöffneten Filiale eines IHOP-Restaurants, oder wir schlichen uns über ein fremdes Grundstück, auf dem wir eine Schaukel am Baum entdeckt hatten. Einmal fuhren wir sogar zum Flughafen, bloß um die Menschen am Terminal zu beobachten, die in Städte flogen, in die auch wir unbedingt reisen wollten, ein paar nachtaktive Teenager, verbunden durch eine alles durchdringende, unerklärliche Einsamkeit und AOL Instant Messenger.

Mir war durchaus bewusst, wie anders die Umstände jetzt waren. Hier war ich wieder, diesmal zurück aus freien Stücken, und ich plante kein wildes Entkommen in die Dunkelheit mehr, sondern hoffte inständig, dass das Dunkel uns nicht überkäme.